

Die listige Vernunft der Poesie. Über Heinrich Böll

Siebte Vorlesung (16. Juni 2003)

[Lektüren:

allgemeine Informationen und Bibliographie im -Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, KLG; auch KLGonline.de

mehr in: Text + Kritik Heft über Heinrich Böll, darin auch die Nobelvorlesung

Primärliteratur: frühe Geschichten, Satiren: „Die schwarzen Schafe“, „Es muß etwas geschehen“, Romane: „Ansichten eines Clowns“, „Ende einer Dienstfahrt“, „Gruppenbild mit Dame“; einiges aus seinen politischen und literarischen Reden und Aufsätzen]

Im Jahre 1972 verlieh die schwedische Akademie dem Schriftsteller Heinrich Böll "als dem wichtigsten Protagonisten der modernen westdeutschen Literatur" den Nobelpreis für Literatur. Während des festlichen Banketts, das der schwedische König den Nobilitierten nach der Preisverleihung am 10. Dezember 1972 in Stockholm gab, dankte der 55jährige Heinrich Böll mit seiner Erinnerung:

„Gewalt, Zerstörung, Schmerz, Mißverständnisse liegen auf dem Weg, den einer daherkommt, aus den Schichten vergangener Vergänglichkeit in eine vergängliche Gegenwart. Und es schufen Scherben, Geröll und Trümmer, schufen Ost- und Westverschiebungen nicht, was nach so viel, viel zuviel Geschichte zu erwarten gewesen wäre: Gelassenheit; wohl, weil man uns nie ließ; den einen zu westlich, den anderen nicht westlich genug; den einen zu weltlich, den anderen nicht weltlich genug. Immer noch herrscht Mißtrauen unter den Demonstrativ-Teutschen, als wäre die Kombination westlich und deutsch doch nur eine Täuschung der in-between unheilig gewordenen Nation. Wo doch gewiß sein müßte: Wenn dieses Land je so etwas wie ein Herz gehabt haben sollte, lag's da, wo der Rhein fließt. Es war ein weiter Weg in die Bundesrepublik Deutschland.

Als Junge hörte auch ich in der Schule den sportlichen Spruch, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei; gleichzeitig hörte ich in Schule und Kirche, daß die Friedfertigen, die Sanftmütigen, die Gewaltlosen also, das Land der Verheißung besitzen würden. Bis an sein Lebensende wohl wird einer den mörderischen Widerspruch nicht los, der den einen den Himmel und die Erde, den anderen nur den Himmel verheißt, und das in einer Landschaft, in der auch Kirche Herrschaft beehrte, erlangte und ausübte, bis auf den heutigen Tag. Der Weg hierhin war ein weiter Weg für mich, der ich, wie viele Millionen, aus dem Krieg heimkehrte und nicht viel mehr besaß als die Hände in der Tasche, unterschieden von den

anderen nur durch die Leidenschaft, schreiben und wieder schreiben zu wollen. Das Schreiben hat mich hierhergebracht. (...)

Diese siebenundzwanzig Jahre waren ein langer Marsch, nicht nur für den Autor, auch für den Staatsbürger, durch einen dichten Wald von Zeigefingern, die aus der vertrackten Dimension der Eigentlichkeit stammten, innerhalb derer verlorene Kriege zu eigentlich gewonnenen werden. Gar mancher Zeigefinger war scharf geladen und hatte seinen Druckpunkt an und in sich selbst.

Mit Bangen denke ich an meine deutschen Vorgänger hier, die innerhalb dieser verfluchten Dimension Eigentlichkeit keine Deutschen mehr sein sollten. Nelly Sachs, von Selma Lagerlöf gerettet, nur knapp dem Tod entronnen. Thomas Mann, vertrieben und ausgebürgert. Hermann Hesse, aus der Eigentlichkeit ausgewandert, schon lange kein deutscher Staatsbürger mehr, als er hier geehrt wurde. Fünf Jahre vor meiner Geburt, vor sechzig Jahren, stand hier der letzte deutsche Preisträger für Literatur, der in Deutschland starb, Gerhart Hauptmann. Er hatte seine letzten Lebensjahre in einer Version Deutschland verlebt, in die er wohl trotz einiger Mißverständlichkeiten nicht hineingehörte. Ich bin weder ein Eigentlicher noch eigentlich keiner, ich bin ein Deutscher, mein einzig gültiger Ausweis, den mir niemand auszustellen oder zu verlängern braucht, ist die Sprache, in der ich schreibe. Als solcher, als Deutscher, freue ich mich über die große Ehre. Ich danke der Schwedischen Akademie und dem Land Schweden für diese Ehre, die wohl nicht nur mir gilt, auch der Sprache, in der ich mich ausdrücke, und dem Land, dessen Bürger ich bin.“

Und Willy Brandt, der andere große deutsche Nobelpreisträger, erinnerte sich an Heinrich Böll, wenige Wochen nach dessen Tod am 16. Juli 1985, in der auch von Böll herausgegebenen Zeitschrift L'80 so:

„Unvergeßlich: dieser wohlthuende Mangel an Dämonie. Diese Stimme, das Gegenteil eines metallischen Organs, leise und vernehmlich auf Menschlichkeit beharrend, dem Spießertum in die Parade fahrend. Bei alledem: schon am Klang seiner Stimme war zu spüren, wie dieser Mann Zurückhaltung übte. Zurückhaltung, jene selten werdende Form der Achtung vor anderen. Daß dieser eigentümliche Klang auch signalisierte, wie sehr Heinrich Böll eigentlich auf die Zurückhaltung anderer angewiesen war, wurde gerne überhört. (...) Den Anspruch des Empfindsamen auf etwas Abstand, etwas äußere Ruhe (...) wollte er nicht durchsetzen. Heinrich Böll war in allem von einer Freigebigkeit, die nicht selten die Grenzen dessen, was für vernünftig gilt, zu überschreiten drohte.“

Heinrich Böll ist nur 67 Jahre alt geworden und gewann doch in den 40 Jahren seiner schreibenden Existenz eine gesellschaftliche Repräsen-

tanz, die kein Autor im gesamten Deutschland nach 1945 je erreicht hat, auch nicht Günter Grass.

Heinrich Bölls Stimme war eine Stimme der alten Bundesrepublik; zu dieser bundesrepublikanischen Zeit gehörte Böll ebenso markant wie das Wirtschaftswunder und der Kanzler Adenauer, wie die Schwierigkeiten der Deutschen im Umgang mit der Last geschichtlicher Schuld und insbesondere der Jugend mit ihren autoritären Elternhäusern der fünfziger Jahre, die Studentenrevolte der sechziger Jahre, der Terrorismus und seine Verfolgung in den siebziger Jahren – und weil Heinrich Böll mitten in dieser Zeit lebte, reagierte er auf all diese gesellschaftlichen Realien in seinen erzählenden Büchern, in zahlreichen Aufsätzen, Stellungnahmen, Gesprächen: In unterschiedlichster Form machte er sich als Autor und radikal-demokratischer Bürger seines Landes bemerkbar.

Bölls Einfluß war keiner politischen Macht verdankt oder gar verpflichtet, und war deshalb umso wirkungsvoller.

Mehr als jeder andere deutsche Schriftsteller seit 1945 wurde Heinrich Böll so, wie Günter de Bruyn es einmal gesagt hat, ein „Vorbild für moralisches Verhalten“: „Seine Welt war auch die seiner Bücher: Köln, Bonn, der Rhein, ein rheinisch getönter Katholizismus, kleine Leute, Leidende, Mitleidende, Schwache, denen die Täter- und Machertypen gegenübergestellt werden, und im Kriege der Muschkote oder der kampf- und karriereunwillige Obergefreite, der den militärischen Absurditäten zum Opfer fällt. (Es) war es eine Sicht von unten, aus dem Schützenloch, nicht vom Feldherrnhügel, eine detailbesessene, eigne Sichtweise, die aber von vielen, die das ähnlich erlebt hatten, geteilt wurde. Das machte die Identifizierung mit seinen Figuren leicht möglich, half durch Selbstbestätigung seelische Kriegsschäden zu überwinden und machte das Unbehagen an einem Wohlstandsstreben, das schnelles Vergessenkönnen zur Voraussetzung hatte, bewußt.“

Aber es war nicht nur diese Froschperspektive aus dem Schützengraben, die von Bölls Leserschaft favorisiert wurde. Es gab damals ja nicht nur die Kriegsheimkehrer, die Vertriebenen, die Verlierer des Wirtschaftswunders; es gab auch seine Gewinner.

Und es gab zum Beispiel meine Generation, die gerade heranwuchs, die den Krieg, in dem sie geboren worden war, noch nicht begreifen konnte, die erst später erfuhr, was der Krieg, was das „Dritte Reich“ gewesen und was während seiner Zeit geschehen war. Von den Eltern erfuhren wir es ja meist nicht. Und auch in der Schule nur ausnahmsweise und zu wenig. Das nach 1945 von den Siegermächten den Deutschen verordnete demokratische Bewußtsein war in der deutschen Gesellschaft noch nicht tief verankert - zwar funktionierten die öffentlichen demokra-

tischen Institutionen geradezu vorbildlich; doch in den Familien herrschte noch vielfach ein obrigkeitsstaatlich orientiertes Klima. Doch wir zerrten an den Zügeln, die uns hielten, wollten weg von der Schule, die zumeist nur noch langweilte, weg von Zuhause, wo man nichts zu sagen hatte - hinein ins Leben, aber in ein farbiges Leben, in dem das Besondere, das außerhalb und etwas unterhalb unserer ertragenen häuslichen Bürgerlichkeit lag, eine größere Rolle spielte.

Heinrich Böll über sich selbst:

„Geboren bin ich in Köln, wo der Rhein, seiner mittelrheinischen Lieblichkeit überdrüssig, breit wird, in die totale Ebene hinein auf die Nebel der Nordsee zufließt; wo weltliche Macht nie so recht ernst genommen worden ist, geistliche Macht weniger ernst, als man gemeinhin in deutschen Landen glaubt; wo man Hitler mit Blumentöpfen bewarf, Göring öffentlich verlachte, den blutrünstigen Gecken, der es fertigbrachte, sich innerhalb einer Stunde in drei verschiedenen Uniformen zu präsentieren (...).

Geboren in Köln, am 21. Dezember 1917

(...)

Die Vorfahren mütterlicherseits waren Bauern und Bierbrauer; eine Generation war wohlhabend und tüchtig, dann brachte die nächste den Verschwender hervor, war die übernächste arm, brachte wieder den Tüchtigen hervor, bis sich im letzten Zweig, aus dem meine Mutter stammte, alle Weltverachtung sammelte und der Name erlosch. Meine erste Erinnerung: Hindenburgs heimkehrende Armee, grau, ordentlich, trostlos zog sie mit Pferden und Kanonen an unserem Fenster vorüber; vom Arm meiner Mutter aus blickte ich auf die Straße, wo die endlosen Kolonnen auf die Rheinbrücken zumarschierten; später: die Werkstatt meines Vaters: Holzgeruch, der Geruch von Leim, Schellack und Beize; der Anblick frischgehobelter Bretter, das Hinterhaus einer Mietskaserne, in der die Werkstatt lag; mehr Menschen, als in manchem Dorf leben, lebten dort, sangen, schimpften, hängten ihre Wäsche auf die Recks; noch später: die klangvollen germanischen Namen der Straßen, in denen ich spielte: Teutoburger-, Eburonen-, Veleddastraße, und die Erinnerung an Umzüge, wie mein Vater sie liebte, Möbelwagen, biertrinkende Pakker, das Kopfschütteln meiner Mutter, die ihren Herd liebte, auf dem sie das Kaffeewasser immer kurz vor dem Siedepunkt zu halten verstand. Nie wohnten wir weit vom Rhein entfernt, spielten auf Flößen, in alten Festungsgräben, in Parks, deren Gärtner streikten; Erinnerung an das erste Geld, das ich in die Hand bekam, es war ein Schein, der eine Ziffer trug, die Rockefellers Konto Ehre gemacht hätte: 1 Billion Mark; ich bekam eine Zuckerstange dafür; mein Vater holte die Lohngelder für seine

Gehilfen in einem Leiterwagen von der Bank; wenige Jahre später waren die Pfennige der stabilisierten Mark schon knapp, Schulkameraden bettelten mich in der Pause um ein Stück Brot an; ihre Väter waren arbeitslos; Unruhen, Streiks, rote Fahnen, wenn ich durch die am dichtesten besiedelten Viertel Kölns mit dem Fahrrad in die Schule fuhr; wieder einige Jahre später waren die Arbeitslosen untergebracht, sie wurden Polizisten, Soldaten, Henker, Rüstungsarbeiter – der Rest zog in die Konzentrationslager; die Statistik stimmte, die Reichsmark floß in Strömen; bezahlt wurden die Rechnungen später, von uns, als wir, inzwischen unversehens Männer geworden, das Unheil zu entziffern versuchten und die Formel nicht fanden; die Summe des Leidens war zu groß für die wenigen, die eindeutig als schuldig zu erkennen waren; es blieb ein Rest, der bis heute nicht verteilt ist. Schreiben wollte ich immer, versuchte es schon früh, fand aber die Worte erst später.“

Geschrieben hat er schon früh, als Siebzehnjähriger, Achtzehnjähriger: meistens Prosa, kurze Prosa, ein paar Romane, Gedichte, erzählte er. Aber davon hat nichts überlebt, Böll hat alles verbrannt. Damals sei er wohl, meinte er einmal, als Schreiber ein Bewohner des 'elfenbeinernen Turms' gewesen. Andererseits wurde er in einer relativ demokratischen Tradition erzogen, zwar im katholischen Glauben, aber schon damals mit kritischer Distanz zur Kirche. Und die nationalsozialistische Zeit hat er als permanenten Schrecken empfunden. Auch seine soziale Sensibilität hatte schon früh Wurzeln getrieben, in Literatur und Wirklichkeit. Zu seinen ersten literarischen Arbeiten sagte er mir in einem Gespräch 1971:

„Die ersten Arbeiten stehen ganz sicher unter dem Einfluß der Dostojewski-Lektüre. Das Ambiente von "Raskolnikov" und "Arme Leute" fand ich in der Nachbarschaft, in den Mietskasernen, in denen mein Vater seine Werkstatt hatte; das ganze Milieu war mir sehr vertraut. Das waren einfach Wohnviertel, die durchaus vergleichbar waren mit dem sozialen Material, dem Milieu und Viertelmaterial, das ich aus dieser Lektüre kannte.

(...)

Mein Vater war Bildhauer und Schreinermeister zugleich, er hatte also Bildhauer als Handwerk gelernt - das gab es im 19. Jahrhundert noch - und er war ein sehr guter Handwerker beziehungsweise Kunsthandwerker. Und wir haben den wirtschaftlichen Niedergang des Kleinbürgertums, soziologisch gesprochen, mit voller Wucht und sehr bewußt miterlebt: die Wirtschaftskrise, das alles, was mit der Arbeitslosigkeit zusammenhing; und daraus ergab sich natürlich eine sozialkritische Einstellung: aus dem Erlebnis und der Erfahrung.

Ich glaube, daß der stärkste Eindruck von der sozialen Frage, nennen

wir es so, in den frühen dreißiger Jahren liegt, stärker als während des Krieges und nach dem Krieg, weil ich doch ziemlich bewußt schon etwa 1945 diesen Zustand als Konsequenz des so intensiv Erlebten empfand. Die politische Entwicklung von 1933 an habe ich, obwohl ich sehr jung war, sehr bewußt verfolgt. Das ergab sich durch Gespräche mit meinen Eltern, Geschwistern, Freunden, wir hatten sehr viel Betrieb zu Hause, viel Besuch. Und so war 1945 für mich ganz klar die Konsequenz von 1933. Die Intensität des sozialen Elends aller Schichten liegt früher als 1945; das intensive Erlebnis liegt früher, weil es unmittelbar war und auch in einem Alter, wo ich selber gar nichts daran ändern konnte, während ich nach dem Kriege immerhin Ende zwanzig war, verheiratet und eigene Verantwortlichkeit hatte für mein wirtschaftliches Weiterkommen oder Durchkommen.“

Den Krieg hat er von Anfang bis Ende mitgemacht. 878 Briefe umfaßt die Korrespondenz seiner Briefe aus dem Krieg, die er zwischen 1939 und 1945 auch an seine Familie, zum allergrößten Teil an seine Freundin und seit Silvester 1942 Ehefrau Annemarie Cech geschrieben hat - Briefe anstelle eines Tagebuchs, weil er ein Gegenüber brauchte: als Echoraum seiner stets dialogisch angelegten Literatur. Bölls Schreiben ist nicht nur in sich selbst begründet, sondern auf des Leser Empathie hin gerichtet.

Drei Säulen stützen den Soldaten Heinrich Böll im Krieg und lassen ihn sein Elend ertragen: existentiell die Familie und seine Verlobte und spätere Frau Annemarie; geistig und metaphysisch Gott und sein fast unerschütterlicher Glauben; und schließlich der unbedingte Wunsch, Schriftsteller zu werden - schon am 12. Februar 1941 schrieb er an Annemarie Cech: „Gott hat mir nicht umsonst eine so tiefe Empfindsamkeit gegeben und hat mich nicht umsonst so leiden lassen, ich habe gewiß eine Aufgabe zu erfüllen... Ich glaube, ich habe den Auftrag, den Menschen eindringlich zu sagen, daß es nichts so Geheimnisvolles, nichts so Verehrungswürdiges gibt wie das Leid; nichts, das so unmittelbar uns geschenkt ist, regelrecht geschenkt, nicht auferlegt.“

Heinrich Bölls frühe Erzählungen haben das Klima der Briefe aus dem Kriege, in denen er sein Leben beschreibt, seine Umgebung, das Elend der Etappe mit Wacheschieben und tödlicher geistloser Langeweile. Er haßte die Wehrmacht, weil sie geistlose Masse war, in die er hinabgezogen wurde, und die vor allem eines verhinderte: seine Schriftstellerei.

Schon in den vierziger und frühen fünfziger Jahren war Heinrich Böll heftiger politischer und klerikaler Kritik ausgesetzt. Denn was er erzählte, handelt ja nicht eigentlich vom Krieg, seine Geschichten lieferten weder Schlachtbeschreibungen noch schilderten sie Fronterlebnisse - allenfalls wird von Rückzugsgefechten berichtet. Auf der Folie ihrer Stoffe tauchte

immer wieder *ein* Grundthema auf: der Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft und ihre ständigen Versuche, sie zu restaurieren; und als Gegenentwürfe zu solcher Restauration des schon längst Verlorenen gesellschaftliche Alternativen, die bei Böll mit urchristlichen und anarchistischen Vorstellungen verbunden waren. Sie erscheinen nicht als theoretische Modelle, sondern als charakterisierende Beimischungen seiner Figuren.

Vor allem schaute Böll genau hin. "Bölls Genie", hat Willy Brandt gesagt, "war auch eine große Begabung zur selbständigen Wahrnehmung: Hinzusehen und sich vorstellen zu können, was das bedeutet." Vom genauen Hinschauen hat Heinrich Böll in seinem berühmten "Bekennnis zur Trümmerliteratur" gesprochen:

„Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand: tatsächlich, die Menschen, von denen wir schrieben, lebten in Trümmern, sie kamen aus dem Kriege, Männer und Frauen in gleichem Maße verletzt, auch Kinder. Und sie waren scharfäugig, sie sahen. Sie lebten keineswegs in völligem Frieden, ihre Umgebung, ihr Befinden, nichts an ihnen und um sie herum war idyllisch, und wir als Schreibende fühlten uns ihnen so nahe, daß wir uns mit ihnen identifizierten. (...)

Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur.

Die Bezeichnungen als solche sind berechtigt: es war Krieg gewesen, sechs Jahre lang, wir kehrten heim aus diesem Krieg, wir fanden Trümmer und schrieben darüber. Merkwürdig, fast verdächtig war nur der vorwurfsvolle, fast gekränkte Ton, mit dem man sich dieser Bezeichnung bediente: man schien uns zwar nicht verantwortlich zu machen dafür, daß Krieg gewesen, daß alles in Trümmern lag, nur nahm man uns offenbar übel, daß wir es gesehen hatten und sahen, aber wir hatten keine Binde vor den Augen und sahen es: ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers.

Die Zeitgenossen in die Idylle zu entführen, würde uns allzu grausam erscheinen, das Erwachen daraus wäre schrecklich, oder sollen wirklich Blindeküh miteinander spielen?

(...)

Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Und in unserer schönen Muttersprache hat Sehen eine Bedeutung, die nicht mit optischen Kategorien allein zu erschöpfen ist: wer Augen hat, zu sehen, für den werden die

Dinge durchsichtig - und es müßte ihm möglich werden, sie zu durchschauen, und man kann versuchen, sie mittels der Sprache zu durchschauen, in sie hineinzusehen. Das Auge des Schriftstellers sollte menschlich und unbestechlich sein: man braucht nicht gerade Blindenkuh zu spielen, es gibt rosarote, blaue und schwarze Brillen- sie färben die Wirklichkeit jeweils so, wie man sie gerade braucht. (...) Aber wir wollen es so sehen, wie es ist, mit einem menschlichen Auge, das normalerweise nicht ganz trocken und nicht ganz naß ist, sondern feucht - und wir wollen daran erinnern, daß das lateinische Wort für Feuchtigkeit Humor ist -, ohne zu vergessen, daß unsere Augen auch trocken werden können oder naß; daß es Dinge gibt, bei denen kein Anlaß für Humor besteht.“

Heinrich Bölls Blick als Erzähler der Wirklichkeit war auf den konkreten Menschen gerichtet, er beschränkte sich auf den genau geschilderten Wirklichkeitsausschnitt, erhob für ihn freilich den Anspruch des Typischen, des Exemplarischen.

So schildert der 1953 erschienene Roman “Und sagte kein einziges Wort” die Entfremdung eines Mannes und Vaters von Frau und Familie und erklärt dieses einander Fremdwerden ebenso schlicht wie konkret mit Wohnraumangel.

Im Roman “Haus ohne Hüter” ein Jahr später erzählt Böll das Schicksal zweier Kriegerwitwen mit ihren vaterlos aufwachsenden Söhnen gleichsam parallel und gegeneinander. Beide Frauen gehen an ihrer Existenz zu Grunde: die eine, die reiche Witwe eines Schriftstellers, aus Selbstmitleid; die andere, arme, aus finanzieller Not in Onkelehe lebende, erlischt als Mensch an der Lieblosigkeit ihrer Beziehung und an den Vorurteilen ihrer Umwelt.

Ein positives Gegenbild entwarf Böll mit seiner Erzählung “Das Brot der frühen Jahre”. Das Brot – für Böll stets ein Zeichen im Sinne des kirchlichen Sakraments – ist für ihren jungen, in der Lieblosigkeit der Nachkriegszeit aufgewachsenen Helden Walter Fendrich ein doppeltes Symbol: sowohl von Liebe als auch von Gier und Selbstsucht. Umhergetrieben in einer am Schicksal des Einzelnen uninteressierten, unbeteiligten Gesellschaft trifft er plötzlich auf ein junges Mädchen, das seine Resignation vertreibt und ihn für die Liebe öffnet. Die unwirtliche Realität wird in der individuellen Liebesbeziehung überwunden.

Bölls gesamtes Werk ist grundiert von einer urchristlichen und anarchischen Vorstellungskraft, sie bringt vor allem die Frauenfiguren seiner Literatur hervor. In ihnen manifestieren sich Zärtlichkeit und Liebe - in der Zärtlichkeit des Miteinander, in solcher Liebe allein erkennt Böll das unverfälschte Sakrament wahrer Ehelichkeit, nicht in der klerikal verordneten und bürgerlich besiegelten Institution ‘Ehe’. Böll plädiert (vgl. sei-

nen Roman „Ansichten eines Clowns“, 1963) für ein, wie der Germanist Bernd Balzer es umschrieben hat, „machtfreies, nicht verrechtlichtes, nicht institutionalisiertes Miteinander zweier Menschen auf der Ebene der ‘elementaren Dinge’ des Lebens und im Medium der Zärtlichkeit“.

Doch Heinrich Bölls im wahrsten Sinne positiver Realismus wurde von der institutionalisierten politischen und klerikalen Öffentlichkeit und von einer an ihre republikanische Freiheit noch nicht gewöhnte Kritik als Angriff auf Sitte und Moral gewertet, die nach dem, milde gesagt, unmoralischen Desaster des Nationalsozialismus doch wieder in ihr bürgerliches Recht eingesetzt werden müßten, und das im Tiefsten wahrhaftige Gesellschaftsbild Bölls wurde als Angriff auf diese bigotte Restauration erkannt - zu Recht. Aber was als bloß zeitkritische Attacke wahrgenommen wurde, kam aus einem elementaren religiösen Impuls.

1962 antwortete Böll auf die Frage eines Journalisten, wie sich das Trachten des Schriftsteller nach Wahrhaftigkeit mit seiner öffentlichen Rolle als zeitkritischer Autor vertrage: „Fast alle diese Fragen sind Gewissensfragen: Die Öffentlichkeit hat kein Recht, über das Gewissen eines Schriftstellers von ihm selbst Auskunft zu erhalten. Wir leben ja nicht in Machtbereichen, wo die Selbstkritik oder die öffentliche Reue zu den Lebensgewohnheiten gehört. Schließlich liegt der Öffentlichkeit vor, was ein Schriftsteller publiziert. Mag sie sich also ein Instrument schaffen, ihn danach zu beurteilen. Alles andere kommt mir immer ein wenig wie Schnüffelei vor. Es ist nicht meine Sache, die feinen Unterschiede zwischen Prominenz und Prostitution herauszuarbeiten. Unsere Großväter und Väter wußten noch, was eine öffentliche Person ist. Ein Schriftsteller veröffentlicht, aber er ist keine öffentliche Person. Außerdem, was Sie innere Wahrhaftigkeit nennen, ist nicht nur für den zeitkritischen Autor wichtig. Es ist genauso wichtig für den, der diese Bezeichnung ‚zeitkritisch‘ nicht auf sich bezieht. Es gibt eine innere Wahrhaftigkeit der Form, die viel wichtiger ist als die innere Wahrhaftigkeit des Inhalts, der immer sozusagen geschenkt wird, und da er fast immer eine erfundene Wahrheit, eine erfundene Mitteilung ist und außerdem nur im Zusammenhang mit der Form, mit dem Rhythmus, mit seiner eigenen Gesetzmäßigkeit gefunden werden kann, ist es sehr schwer, darüber Auskunft zu geben.“

Ausführlich Auskunft gegeben hat Heinrich Böll über die Zusammenhänge und Hintergründe seines Schreibens ein Jahr später. Im Wintersemester 1963/64 hat er in Frankfurt vier Poetikvorlesungen über seine Literatur und Poetik gehalten. Die dort vorgetragenen Forderungen an die Literatur allgemein erschließen ein anderes Verständnis seines Werks als das kurzfristig tagespolitische zeitkritischer Provenienz: „Moral und Äs-

thetik erweisen sich als kongruent, untrennbar auch, ganz gleich, wie trotzig oder gelassen, wie milde oder wie wütend, mit welchem Stil, aus welcher Optik ein Autor sich an die Beschreibung oder bloße Schilderung des Humanen begeben mag (...).“

Und eine der Voraussetzungen Bölls war, „daß Sprache, Liebe, Gebundenheit den Menschen zum Menschen machen, daß sie den Menschen zu sich selbst, zu anderen, zu Gott in Beziehung setzen - Monolog, Dialog, Gebet“.

Bölls Humanismus, die Voraussetzung für eine neue Literatur nach dem Nazi-Terror, war individueller Natur. Weil er offen und klar für sich sprach, konnte er so auch für andere sprechen, für Leidende, Verfolgte, gegen die verallgemeinernden Pharisäer in Kirche und Politik, und erst dann und deshalb immer auch für seine Generation; denn Böll fühlte sich innerlich frei, er war, wie er sagte, „obwohl gebunden, nicht unterworfen“.

Böll schloß seine Vorlesungen mit einem Bekenntnis: „Humor - das macht ihn möglicherweise denen, die ihn nicht haben, so verdächtig - setzt einen gewissen minimalen Optimismus und gleichzeitig Trauer voraus: da das Wort *humores* Flüssigkeit, auch Säfte bedeutet und alle Körpersäfte, also Galle, Träne, Speichel, auch Urin meint, bindet es ans Stoffliche und gibt diesem gleichzeitig eine humane Qualität. Weinen und Lachen sind Merkmale des *homo sapiens*. Mir scheint, es gibt nur eine humane Möglichkeit des Humors: das von der Gesellschaft für Abfall Erklärte, für abfällig Gehaltene in seiner Erhabenheit zu bestimmen. (...) Erhaben ist das Asoziale, und es muß einer Humor haben, es erhaben zu finden.“

Fast alle Bücher Heinrich Bölls leben von dieser Erhabenheit des Asozialen - selbst der formal etwas überanstrengte Roman „Billard um halb zehn“, gewiß aber „Ende einer Dienstreise“. Stärksten literarischen Ausdruck fand dieses wesentliche Element seiner Poetik aber in seinem 1971 erschienenen Roman „Gruppenbild mit Dame“ (unbedingt lesen!), für den er schon deshalb den Nobelpreis zu Recht bekam, weil das Buch die Summe seines Schreibens bis dahin war, ja eigentlich auch darüberhinaus geblieben ist - eines Schreibens, das die Erinnerung bewahren wollte an Krieg und Nachkriegszeit, das zeigen wollte, welche menschliche und moralische Vernichtungsarbeit der Krieg verrichtet hatte und wie sehr die Restauration der bürgerlichen Verfallgesellschaft nur institutionell gelungen war, herzlos und lieblos. Dagegen wollte Bölls Schreiben anleiten zu einer Besinnungs- und Bewältigungsarbeit im Bewußtsein der Scham angesichts der historischen Verbrechen und des Fortwirkens ihrer mentalen Ursachen in der Gegenwart.

Ich habe Heinrich Böll 1971, kurz vor Erscheinen von "Gruppenbild mit Dame" in Köln in der Hülchrather Straße 7 besucht, um mit ihm eines meiner Porträtgespräche zu führen. Mich interessierte ja schon immer die Figur des Autors hinter seiner Literatur, und ganz besonders bei Heinrich Böll, dessen Bücher mich seit meiner Jugend begleitet haben - damals sprachen wir natürlich auch über seinen neuesten Roman. Böll hatte einmal gesagt, wenn er je etwas Autobiographisches schreiben würde, dann würde er dafür nicht die Ichform, sondern die Erform des Erzählens wählen; also fragte ich:

Arnold: *Ist der Verfasser von "Gruppenbild mit Dame" weitgehend mit Heinrich Böll identisch, gibt es viel Autobiographisches in diesem Roman?*

Heinrich Böll: Nein, überhaupt nichts, obwohl es in der Erform geschrieben ist. Ich will nicht sagen überhaupt nichts, natürlich. ..

A: Nun ist die Figur des Verfassers aber doch mit Ihrem Temperament sehr stark versehen.

HB: Das kann ich vielleicht nicht beurteilen. Insofern mag mein Temperament und meine Ausdrucksweise und auch meine Lebenshaltung drin sein, aber nicht autobiographisch im Sinne von mitgeteilten biographischen Details.

A: Wann haben Sie mit diesem Roman angefangen?

HB: Gearbeitet habe ich daran sehr lange, geschrieben nicht sehr lange. Das ist ein Unterschied. Diese Figur hat mich wahnsinnig beschäftigt; in allen Romanen schon. Es interessierte mich sehr, diese Frau - mich interessieren ja Frauen sehr - literarisch darzustellen, und ich glaube, daß sie viel Verwandtschaft hat mit anderen Frauenfiguren. Vielleicht ist es die, die ich immer darstellen wollte und nie so richtig hingekriegt habe.

A: *Gibt es auch Ähnlichkeiten zwischen dem Clown Schnier und dieser Frau Leni?*

HB: Ein bißchen wahrscheinlich, sicher, ja sicher.

A: Kann man das vielleicht so sagen, daß der Schnier und jetzt Leni und Lev Vertreter einer idealisierten menschlicheren Gegenkultur zur bestehenden Gesellschaft sind?

HB: Das könnte sein, das ist eine Interpretationsmöglichkeit, die aber in allen früheren Arbeiten von mir schon anklingt. Insofern ist dieser Roman eine Fortsetzung, wenn Sie wollen, oder Fortschreibung, wie ich das in einem anderen Zusammenhang gesagt habe.

A: Glauben Sie denn, daß eine solche Gegenkultur sich bei der fortschreitenden Technisierung und 'Vergesellschaftung' durchsetzen kann?

HB: Ich glaube, daß sie notwendig ist, unbedingt notwendig und wahrscheinlich die einzige Möglichkeit für die Menschen, sich vor dem

Faschismus der Automation, der Computerwelt zu schützen. Ich sehe die Mechanisierung der Welt für mich als eine Erscheinungsform des Faschismus, als eine Weiterentwicklung des Faschismus.

A: Eine Herabminderung des Menschen in seiner Qualität als Mensch.

HB: Ja. Die Priorität ökonomischer Überlegungen bei der Planung von Städten, Arbeitsstätten, von Existenzen wird ja immer stärker. Der Profit ist doch eigentlich das Beherrschende, und es wird ja auch den jungen Leuten - deshalb erkläre ich mir auch die Unruhe an den Universitäten - u.a. fast gar nichts anderes als Profitdenken angeboten; wobei die Chancengleichheit unterstellt wird: der größte Schwindel, den es gibt, der wirklich irrsinnig ist; das ist so der Marschallstab im Tornister des Soldaten. Das Modell finden Sie überall. Sie finden es in der literarischen Welt; da werden eben auch Marschälle kreiert, was ich scheußlich finde; und in der Verwaltungswelt; in der Armee sowieso, da wird eben nur einer General von, was weiß ich, zehntausend. Und dann noch von Chancengleichheit zu sprechen halte ich für fürchterlich deprimierend. Ich glaube, daß das Problem der jungen Leute ist: sie sehen keinen Ausweg aus einer reinen Erfolgsgesellschaft, die gleichzeitig eine Profitgesellschaft ist. Und mich hat's eben gereizt, ein solches Modell zu entwickeln und zu beschreiben.

A: Glauben Sie denn, daß ein solches Modell realisierbar ist?

HB: Es ist realisierbar, wenn Solidarität entsteht mit gleichzeitiger Analyse der Umwelt. Nicht auf eine romantische Weise - obwohl das Buch romantische Züge haben mag. Aber man muß schon ganz genau wissen, in welcher Welt man lebt, wenn man sich von ihr abschirmen will.

A: Welche Vorstellungen haben Sie von einer Gesellschaft, deren Exponenten dann Figuren wie Leni oder Lev sind?

HB: Eine profitlose und klassenlose Gesellschaft.

A: Also eine sozialistische Gesellschaft?

HB: Ja, natürlich, aber nicht ironisch, sondern leichtherzig.

Böll argumentierte sehr entschieden mit dem, was er die "Vernunft der Poesie" nannte, deren Ort die Literatur sei, die sich nicht vom Zwang der "überkommenen Vernunft" unterwerfen lasse. Für diese "Vernunft der Poesie" hat Böll in seiner Nobelpredigt am 2. Mai 1973 in Stockholm gesprochen:

„Es trifft zu und ist leicht gesagt, Sprache sei Material, und es materialisiere sich, wenn man schreibt, etwas. Wie aber könnte man erklären, daß da – was gelegentlich festgestellt wird – etwas wie Leben entsteht, Personen, Schicksale, Handlungen – daß da Verkörperung stattfindet auf

etwas so Totenblassem wie Papier, wo sich die Vorstellungskraft des Autors mit der des Lesers auf eine bisher unerklärte Weise verbindet, ein Gesamtvorgang, der nicht rekonstruierbar ist, wo selbst die klügste, sensibelste Interpretation immer nur ein mehr oder weniger gelungener Annäherungsversuch bleibt, und wie wäre es erst möglich, jeweils den Übergang vom Bewußten ins Unbewußte – beim Schreibenden und beim Lesenden – mit der notwendigen totalen Exaktheit zu beschreiben, zu registrieren, und das dann auch noch in seiner nationalen, kontinentalen, internationalen, religiösen oder weltanschaulichen Verschiedenheit, und dazu noch das ständig wechselnde Mischungsverhältnis von beiden, bei beiden, dem Schreibenden und dem Lesenden, und die plötzliche Umkehrung, wo das eine zum anderen wird, und in diesem plötzlichen Wechsel das eine vom anderen nicht mehr zu unterscheiden ist? Es wird immer ein Rest bleiben, mag man ihn Unerklärtheit nennen, Geheimnis meinerwegen, es bleibt und wird bleiben ein wenn auch winziger Bezirk, in den die Vernunft unserer Provenienz nicht eindringt, weil sie auf die bisher nicht geklärte Vernunft der Poesie und der Vorstellungskraft stößt, deren Körperlichkeit so unfaßbar bleibt wie der Körper einer Frau, eines Mannes oder auch eines Tieres. Schreiben ist, für mich jedenfalls, Bewegung nach vorn, Eroberung eines Körpers, den ich noch gar nicht kenne, von etwas zu etwas hin, das ich noch nicht kenne; ich weiß nie, wie's ausgeht (...) insofern ist alles, was man mit einem oberflächlichen Wort modern, was man besser lebende Kunst nennen sollte, Experiment und Entdeckung – und vorübergehend, nur in seiner historischen Relation schätzbar und meßbar, und es erscheint mir nebensächlich, von Ewigkeitswerten zu sprechen, sie zu suchen. Wo kommen wir ohne diesen Zwischenraum aus, diesen Rest, den wir Ironie, den wir Poesie, den wir Gott, Fiktion oder Widerstand nennen können?“

Es ist dieser menschliche und zugleich poetische Rest, auf dem Heinrich Böll stets beharrt hat: dieser Zwischenraum in unser aller täglicher Existenz, in dem jenes anarchische, ja kindliche Grundbedürfnis nach Fliegen und Spielen und Ungebundenheit sein darf und gelebt werden kann - jene Momente, in denen wir die Zwänge, in denen wir leben, nicht spüren. Böll hat in seinem Werk Figuren geschaffen, die uns den Widerstand gegen diese Zwänge vorgelebt und sich das Recht genommen haben, dieses existentielle Bedürfnis zu leben. Auch wenn die Gesellschaft es ihnen meist verweigert hat. Gegen diese Verweigerung haben sie gekämpft. Und schon deshalb haben sie immer, auch wenn sie verloren haben, ein wenig in ihrem Eigensinn gewonnen. Denn die Vernunft der Poesie ist eine listige Vernunft.

* * *

Böll hat diese Freiräume von wahrer Humanität und Vernunft nicht nur literarisch vorgestellt. Er hat sie auch realiter erkämpft, und immer für andere. So hat er sich stets, nicht nur als Präsident des Internationalen PEN-Clubs, für die verfolgten Schriftsteller und Intellektuellen in aller Welt eingesetzt, im damals noch faschistischen Spanien und in Portugal, im Griechenland der Junta, im Chile des Diktators Pinochet und in der Sowjetunion. Er tat dies, wo es notwendig war, auch öffentlich; aber meist insgeheim und deshalb vermutlich sogar wirkungsvoller. Und er hat jenen hierzulande öffentlich widersprochen, die mit eben diesen Ländern sympathisierten. Auch im eigenen Lande ist er laut und entschieden für Rechtllichkeit eingetreten, als in der Terrorismushysterie der siebziger Jahre die Öffentlichkeit auf Standrechtsmentalität gebracht zu werden schien. Dafür wurde er angefeindet, attackiert, verleumdet.

Diese Kämpfe haben an ihm gezehrt. Und er hat sich zur Wehr gesetzt mit einem Buch, das die damals unter dem Eindruck des Terrorismus stehenden Verhältnisse in der Bundesrepublik mitten ins Herz traf - er schrieb, aus selbst erlittener Erfahrung mit der Gewalt der Medien - der BILD-Zeitung und rechter Kommentatoren - die Erzählung "Die verlorene Ehre der Katharina Blum oder: Wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann": ein Buch, das die Reflexe einer Gesellschaft sammelte und verarbeitete, die in ihrer demokratischen Sozialisation zutiefst verunsichert wurde.

Böll hat diese Geschichte als Dekonstruktion erzählt: Katharina hat Tötges erschossen - nun wird der Fall erzählerisch seziert und dabei genau das Programm des Untertitels umgesetzt: Analysiert wird, "wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann". Am Ende ist die Antwort auf diese Frage klar: das Ensemble von allgemeiner Hysterie, individueller Feigheit, Denunziation aus bloßer Vermutung, Erfolgsdruck bei der Polizei und Sensationalismus bei der Presse produziert ein Klima, in dem es nur noch Jäger und Gejagt gibt, nur noch niedere Instinkte, die keinen Raum lassen für Nachdenklichkeit, Rücksicht und Normalität. (Übrigens arbeitete die Verfilmung des Buchs von Schlöndorff gerade umgekehrt: im Film wurde die Geschichte in ihrer verlaufenden Chronologie erzählt, nicht retrospektiv dekonstruiert; stattdessen wurde eine Klimax aufgebaut, die dann in den Schüssen Katharina Blums auf den Journalisten Tötges gipfelte und sich zugleich entlud. Die schöne reine Angelika Winkler in der Rolle der Blum erschoss den fiesen Mario Adorf in der Rolle des Tötges - und die Zuschauer klatschten; sie klatschten einer Erschießung. Das kann aber doch nicht im Sinne Bölls gewesen sein.)

Bölls Erzählung traf damals ins Zentrum einer sich pluralistisch definierenden Gesellschaft, die gleichwohl unfähig geworden war, auf die

Verunsicherung jener Zeit differenziert und überlegt demokratisch zu reagieren.

Jedenfalls sind, was Böll angeht, die alten Kämpfe längst vergessen, und ganze Bibliotheken ideologischer und soziologischer Kampfschriften sind Makulatur.

Was Bestand hat, ist das literarische Werk Heinrich Bölls, das Dokument einer ständigen Bemühung um die Vernunft der Poesie.

Einst hatte Heinrich Böll zum Impuls seines Schreibens gesagt:

„Keine andere Wahl haben, das ist ein großes Wort, aber ich habe auf die Frage, warum ich schreibe, bisher keine bessere Antwort gefunden: Kunst ist eine der wenigen Möglichkeiten, Leben zu haben und Leben zu halten, für den, der sie macht, und für den, der sie empfängt. So wenig wie Geburt und Tod und alles, was dazwischen liegt, Routine werden können, so wenig kann es die Kunst. Freilich gibt es Menschen, die ihr Leben routiniert leben; nur: sie leben nicht mehr. Es gibt Künstler, Meister, die zu bloßen Routiniers geworden sind, aber sie haben - ohne es sich und den anderen einzugestehen - aufgehört, Künstler zu sein. Man hört nicht dadurch, daß man etwas Schlechtes macht, auf, ein Künstler zu sein, sondern in dem Augenblick, in dem man anfängt, alle Risiken zu scheuen.“